

sich nicht mehr miteinander über die strittigen Gegenstände zu unterreden oder sie der schlichtenden Rede zu unterbreiten vermögen, sondern miteinander der Sprache entfliehen, um in der Sprachlosigkeit des Einanderumbringens eine vermeintliche Entscheidung, sozusagen ein Gottesurteil zu suchen; bald bemächtigt sich freilich der Krieg auch der Sprache und versklavt sie in den Dienst seines Schlacht-Geschreis. *Wo aber die Sprache, und sei es noch so scheu, wieder von Lager zu Lager sich vernahmen läßt, ist der Krieg schon in Frage gestellt.* Seinen Kartätschen wird es leicht, das Wort zu übertönen; aber wenn das Wort ganz lautlos geworden ist und nun, lautlos, hüben und drüben die Kunde in die Herzen trägt, daß kein menschlicher Konflikt durch Töten, auch nicht durch Massentötung, wirklich zu lösen ist, hat es, das Menschenwort, schon angefangen, die Kartätschen zum Verstummen zu bringen.“

Die Krisis, die unserem Zeitalter das Gepräge gibt, besteht vornehmlich darin, daß unser Verhältnis zur Sprache und zum Gespräch zerrüttet ist, und sie beruht darauf, daß die Voraussetzung des Gesprächs, das Vertrauen, verloren gegangen ist. Das lebendige Wort des Menschengesprächs ist entseelt. „Die Debatten der Staatenvertreter, die der Rundfunk uns zuträgt, haben mit einem Menschengespräch nichts mehr gemein: man redet nicht zueinander, sondern in die gesichtslose Öffentlichkeit hin. Aber auch die Kongresse und Konferenzen, die im Namen der Völkerverständigung tagen, entbehren der Substanz, die allein die Verhandlung zum echten Gespräch zu erheben vermag: der unbefangenen Direktheit in Anrede und Antwort.“ Darin offenbart sich nur die „allgemeine Tatsache, daß die Menschen nicht mehr willens oder nicht mehr fähig sind, unmittelbar zueinander zu sprechen. Sie sind es nicht, weil sie kein Vertrauen mehr zueinander haben und jeder weiß, daß der andere zu ihm kein Vertrauen mehr hat.“ Also: „die Krisis des Menschen, die in unseren Tagen kenntlich geworden ist, gibt sich am deutlichsten als Krisis des Vertrauens kund. Man fragt: Vertrauen zu wem? Aber die Frage enthält schon eine Begrenzung, die hier nicht zulässig ist. Es ist das Vertrauen schlechthin, das den Menschen dieses Zeitalters immer mehr abhanden gekommen ist. Und damit ist aufs Engste die Krisis der Sprache verbunden; denn im wahren Sinn zu einem sprechen kann ich nur, wenn ich erwarten darf, daß er mein Wort wahrhaft aufnehme.“ Und nun müssen wir uns von dem Juden Martin Buber daran erinnern lassen, daß unser Verhältnis zum Menschen untrennbar ist von unserer Beziehung zu Gott; denn er fährt fort:

„Darum sind die Tatsache, daß es dem heutigen Menschen so schwer fällt zu beten (wohl gemerkt: nicht, fürwahr zu halten, daß es einen Gott gibt, sondern ihn anzureden), und die Tatsache, daß es ihm so schwer fällt, mit seinem Mitmenschen ein echtes Gespräch zu führen, Stücke eines einzigen Sachverhalts. Dieser Mangel an Vertrauen zum Sein, diese Unfähigkeit zum rückhaltlosen Umgang mit dem andern weisen auf eine innerste Erkrankung des Daseinssinns hin. Eine der Äußerungsformen dieser Erkrankung und die aktuellste von allen, ist das, wovon ich ausgegangen bin: daß ein echtes Wort zwischen den Lagern nicht aufkommt.“

Martin Buber glaubt an die Möglichkeit der Heilung dieser Krankheit. „Ich glaube trotz allem, daß die Völker in dieser Stunde ins Gespräch, in ein echtes Gespräch miteinander kommen können. Ein echtes Gespräch ist eins, in dem jeder der Partner den andern, auch wo er in einem Gegensatz zu ihm steht, als diesen existenten Andern wahrnimmt, bejaht und bestätigt; nur so kann der Gegensatz zwar gewiß nicht aus der Welt geschafft, aber menschlich ausgetragen und der Überwindung zugeführt werden.“ Die Sorge um dies Gespräch dürfen wir nicht etwa einfach den Regierungen überlassen. Es kann nur von denen geführt werden, „die heute in jedem Volk den Kampf gegen das Widernsichliche kämpfen. Sie, die die ungewußte große Querfront des Menschentums bilden, sollen sie bewußt machen, indem sie rückhaltlos miteinander sprechen, nicht über das Trennende hinweg, sondern entschlossen, es gemeinsam zu tragen.“

Wir brauchen nicht auszuführen, wie sehr sich diese Schau Martin Bubers im Grunde mit dem berührt, was Martin Niemöller und seine Freunde immer wieder zu sagen versuchten. Wir sollten auch die ernste Warnung hören vor dem „Nutznießer der Völkertrennung“, der das Widernsichliche, das Untermenschliche im Menschen repräsentiert. Und angesichts der Tatsache, daß wir so schnell geneigt sind, den Andersdenkenden zu verteufeln, wollen wir uns durch Buber mahnen lassen, den Teufel nicht in der falschen Richtung zu suchen.

„Das Wort Satan bedeutet im Hebräischen Hinderer. Das ist die rechte Bezeichnung des Widernsichlichen im Menschen und im Menschengeschlecht. Lassen wir uns von dem satanischen Element darin nicht hindern, den Menschen zu verwirklichen! Erlösen wir die Sprache aus ihrem Bann! Unterfangen wir uns, trotz allem, zu vertrauen!“

E.K. 124

27/22 Gespräch mit Karl Barth in der Pfalz (Brief: Pfalz Pfarrer - 27.5.1953) (Blatt Nr. 4495)

Im Anschluß an die Bielefelder Tagung der Gesellschaft für evangelische Theologie kam Karl Barth zu einem kurzen Besuch in die Pfalz. Von seinem Kommen war kaum etwas bekannt geworden, denn auf Wunsch des Gastes sollte keine offizielle Veranstaltung durchgeführt werden. Er war aber bereit, vor einem kleinen Kreis Fragen zu beantworten, die sich aus seinem theologischen Werk, aus der wissenschaftlichen Diskussion oder der kirchlichen Arbeit ergeben haben.

Der Konvent fand am 28. September 1953 in Niederkirchen bei Kaiserslautern statt und begann in der Kirche mit einer Morgenandacht. Dann stellte sich Karl Barth im Gemeindehaus den vielen Fragen, die schon vorher schriftlich fixiert und sachlich geordnet worden waren. Kein Gebiet der Schriftauslegung, der Dogmatik, Ethik, der praktischen Theologie gäbe es wohl, das nicht irgendwie berührt sei, mußte Barth gleich zu Anfang feststellen. Er unterzog sich aber dieser Aufgabe mit großem Ernst und einem echten Humor, so daß es zu einem lebendigen Gespräch kam, das allen Beteiligten — auch dem Gast selbst, wie dieser mit Bescheidenheit von sich bekannte — viele Klärungen

und Anregungen gab. Das enorme Pensum konnte nur dadurch bewältigt werden, daß Karl Barth die Fragen in einer so grundsätzlichen Weise behandelte, daß die Hauptprobleme im Laufe des Tages alle zur Sprache kamen und die Einzelheiten oft nur noch einer kurzen Anmerkung bedurften.

Die erste Frage betraf Bonhoeffers bekannte Kritik der Barth'schen Theologie in „Widerstand und Ergebung“. Gegenüber den nicht eindeutigen Wendungen „Offenbarungspositivismus“ und „religionsloses Christentum“ konnte Barth nur feststellen, daß er sich nicht eigentlich betroffen fühle; ohnehin sollte man Bonhoeffers Äußerungen in diesen Briefen nicht systematisch auswerten; denn sie geben ja nur Einblick in Fragen, von denen Bonhoeffer im Gefängnis erstmals umgetrieben wurde. — Friedrich Gogartens neue Schrift „Entmythologisierung und Kirche“ gab Anlaß zu einer längeren Diskussion, in der es um die Sachgemäßheit dieser Darstellung, sowie um die gesamte Theologie Bultmanns ging. Barth kritisierte bei Gogarten v. a. die scharfe Antithese von Geschichte und Metaphysik, sowie die völlige Verwerfung des „Subjekt-Objekt-Schemas“, wenn er auch zu-

geben mußte, daß dieses Denkschema in seiner cartesianischen Ausprägung für das Schriftverständnis nicht ausreichend sei. Die von ihm geforderte Vorordnung der Christologie vor der Soteriologie will er auch bei Gogarten nicht als gegeben anerkennen, weil er nicht sehen könne, wie diese Ergänzung innerhalb der Bultmann'schen Theologie überhaupt anzubringen sei. Für Bultmann bleibe doch von der Fleischwerdung des Wortes nur die Verkündigung übrig, und das einmalige Heilsereignis verschwinde dahinter. Gegenüber der einseitigen Bindung an die formalen Voraussetzungen der Existenzphilosophie bekannte sich Barth zu einem Eklektizismus hinsichtlich philosophischer Denkweisen, weil sich dabei neue Bewegungen vollziehen ließen, während in dem Sieb einer bestimmten stets angewandten Denkstruktur vom Gegenstand immer etwas hängen bleiben müsse. Vor jeder Verketterung Bultmanns hat jedoch Barth nachdrücklich gewarnt, und Kirchenpräsident D. Stempel hat ihn hierbei unterstützt. — Das Gespräch führte weiter zum Ostergeschehen: „Was geschah am dritten Tag?“ Im NT werden uns eine Reihe von Begegnungen des auferstandenen Jesus mit seinen Jüngern bezeugt: der, dessen Geschichte abgeschlossen war, lebt; nichts eigentlich Neues wird erzählt, doch das „war“ ist nun ein „ist“; sein Leben ist nicht vergangen, sondern ist Gegenwart und ist Zukunft. Das leere Grab gibt dazu noch eine Ergänzung, setzt noch einen notwendigen Akzent: Osterglaube ist kein subjektiver Eindruck, keine Illusion; Jesus erscheint, ganz anders als vorher und doch kein Geist (Luk. 24, 37), sondern leiblich, so wie er gelebt hat. Von einer „neuen Leiblichkeit“ soll man allerdings nicht reden; hier müßte man Konsequenzen aus dem Gesagten ziehen und letztlich absurde Theorien aufstellen. Von Ostern her zog Barth die Linien weiter zur Wiederkunft Christi: sie wird dasselbe wie Ostern sein, aber als endgültige Offenbarung an die ganze Welt. *Alles Vergangene wird mit ihr ins Licht treten* und vor Gott nicht mehr vergangen sein, *und alles wird so gesehen werden, wie es von Gott gerichtet ist* — von dem Gott, in dem alles „sehr gut“ geschaffen ist und der all unsere Sünden getragen hat. Weil wir dies wissen, dürfen wir mit „aufgehobenem Angesicht“ (Heidelberger Katechismus Fr. 52) dem Richter entgegensehen. Auch hier wird nichts Neues geschehen, doch die Decke wird abgehoben sein. Von einem Zwischenzustand brauchen wir nicht zu reden, und für die Toten sollen wir nicht beten, sie sind in Gottes Hand. *Aber am Grab haben wir eindeutig Vergebung der Sünden und Hoffnung eines neuen Lebens zu verkündigen.* Dabei darf die Botschaft vom Gericht nicht ausgeschieden, aber ebensowenig einseitig in den Vordergrund gerückt werden. Es geht nicht um eine Apokata-

stasis pantoon, aber erst recht nicht um jene von Emil Brunner wieder vertretene Meinung, daß das Heil ausschließlich den Glaubenden vorbehalten sei und es notwendig Verdamnte geben müsse. — Am Nachmittag wurden in einem großen Zusammenhang zunächst die Fragen aufgenommen, die mit *Rechtfertigung und Heiligung, Evangelium und Gesetz* in Verbindung stehen. Von 1. Kor. 1, 30 muß hier ausgegangen werden: *unsere Rechtfertigung und Heiligung sind uns beide in Christus geschenkt und in Ihm vollendet.* Wir sind gerechtfertigt, und wir sind heilig. *Dazu können wir nichts hinzutun; aber auf beides dürfen wir antworten: auf die Rechtfertigung mit unserem Glauben, auf die Heiligung mit tätiger Liebe.* Nur wenn wir um das Vorausgehen des Heiles, des Evangeliums, wissen, können wir auch die an uns gerichtete Forderung, das Gesetz, recht verstehen. *Das uns in der Schrift gegebene Gesetz will zeigen, wie wir auf das geschenkte Heilig-Sein antworten dürfen, will uns anleiten zur Dankbarkeit* (vgl. den sprachlichen Zusammenhang von charis und eucharistia!). Daraus ergeben sich Konsequenzen, die sich bis weit hinein in unser tägliches Leben erstrecken, weit über unser Privatdasein hinaus. In diesem Zusammenhang konnte auch die Frage nach einer christlichen Begründung des Rechtes gestellt werden (im Gegensatz zu der landläufigen, aber unhaltbaren naturrechtlichen Begründung), sowie die Fragen nach dem Wesen des Staates und dem Dienst der Christen in dieser irdischen Ordnung, also der Lehre von den beiden Reichen. — Hierbei war es nur noch ein Schritt zu der Frage nach der gegenwärtigen deutschen politischen Situation und unserer Verantwortung in ihr. Der Schweizer Gast betonte seine Nichtzuständigkeit und ging nur auf dringenden Wunsch auf einige Fragen ein; er wollte denen, die mit der Ergreifung und Verwirklichung ihres politischen Dienstes Schwierigkeiten haben, eine Antwort nicht versagen und sie v. a. auf das Wesentliche hinweisen: im Vertrauen auf Gott nicht untätig zu bleiben, sondern echte Aufgaben zu erfüllen, besonders mit einer jeden guten Predigt fruchtbare Saat für die Zukunft auszustreuen.

Es war ein schöner und reicher Tag. Theologen und Laien hatten sich zu dem Gespräch zusammengefunden, zu einem gemeinsamen Bemühen um die großen Fragen, die uns immer wieder angesichts der Botschaft der Bibel bewegen. Wie eng Kirche und Theologie zusammengehören, ist an diesem Tag allen wieder eindrücklich klar geworden; nicht zuletzt dadurch, daß auch Presbyter und Gemeindeglieder der Pfarrei Niederkirchen mitteilnahmen. So war die theologische Besinnung hineingestellt in Arbeit und Leben einer Gemeinde.

Ferdinand Hahn — Alfred H. Kuby

Aus der Welt des römischen Katholizismus

Das Konkordat zwischen Spanien und dem Vatikan

Am 27. August wurde das Konkordat vom Prosekretär für die außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten, Msgr. Tardini, vom Außenminister Artajo und vom spanischen Gesandten beim Vatikan, Prof. Castiella y Maiz, in Rom unterzeichnet. Prof. Castiella sieht darin den „größten Sieg der Regierung Franco seit Beendigung des Bürgerkrieges“. Der schweizer EPD brachte dazu — im Anschluß an die französische Wochenzeitschrift „Réforme“ — folgende Betrachtung: „Das frühere Konkordat ging auf das Jahr 1851 zurück. Es war unter der republikanischen Regierung im Jahre 1931 gekündigt worden. Nach dem Sieg der Regierung Franco wurde, statt Abkommen von begrenzter Zeitdauer zu vereinbaren, ein neuer Text sorgfältig vorbereitet, der nach einer Bemerkung des „Osservatore Romano“ keineswegs eine bestehende Spannung beseitigen, son-

dern vielmehr eine bereits verwirklichte Verständigung bestätigen und bekräftigen sollte. Trotzdem aber wird diese Vereinbarung als spanischer Erfolg bezeichnet. Mit Befriedigung stellte die spanische Presse dazu fest, daß der Vatikan heute keinen Unterschied mehr zwischen der Regierung und Spanien mache.

Trotz der wohlwollenden Haltung, die der Vatikan gegenüber der jetzigen Regierung schon immer einnahm (war die Erhebung von 1936 von seiten der katholischen Kirche doch als „Kreuzzug“ bezeichnet worden), war es angesichts der kritischen Einstellung des Auslandes gegenüber dem Regime Franco nicht unbedingt sicher, daß das Konkordat vom Vatikan unterzeichnet würde. Betrachtet man nämlich seine wichtigsten Klauseln, dann besteht kein Zweifel darüber, daß der spanischen Kirche wichtige Privilegien zugesprochen und der Regierung Franco weit mehr als nur „Konzessionen“ gemacht wurden.